

WOLFGANG ENGLER
BÜRGER, OHNE ARBEIT
FÜR EINE
RADIKALE NEUGESTALTUNG
DER GESELLSCHAFT



Inhalt

Vorwort	9
Die Köchin	13
Vom Arbeiter, vom Bürger und vom Menschen	21
§ 1 Arbeit als kulturelles Phänomen	21
§ 2 Die Arbeitenden: notwendig, aber nicht dazu- gehörig	27
§ 3 Befreiung von der Arbeit, Befreiung in der Arbeit	31
§ 4 Der Arbeitsglaube und seine Entzauberung ...	38
§ 5 Vom Elend des Animal laborans	45
§ 6 Die Spinne Arbeit	50
§ 7 Postfordismus: neue Freiheit in der Arbeit? ...	58
§ 8 Pro und kontra André Gorz	67
§ 9 Der Dritte; ICH und Ich	73
§ 10 Die umzingelte Lohnarbeit	83
§ 11 Vom Angestelltsein	88
§ 12 Arbeit, weiter gefaßt	96
§ 13 Eigentum als soziale Architektur	108
Der Grund der Existenz	111
§ 14 Verlorene Jahre	111
§ 15 Grundeinkommen: Variationen eines Themas ..	122
§ 16 Gesetzliche Nächstenliebe« als allgemeines Un- glück	134
§ 17 Der »Bürger« des Bürgergeldes	139
§ 18 Arbeiten, Handeln, Tätigsein	144
Die neue soziale Frage	152
§ 19 Gute Arme, schlechte Arme	152
§ 20 Die Armut der Moral	162
§ 21 Die Entdeckung des Kollektivs	170

§ 22 Blüte und Niedergang der Lohnarbeitsgesellschaft	180
§ 23 Sackgassen, Auswege	190
Die gestohlene Reform	199
§ 24 Konservatismus und Traditionalismus	199
§ 25 Zur Vorgeschichte des sozialen Reformismus ..	205
§ 26 Konservative Familienstreitigkeiten	213
§ 27 »Skepsis und Zuversicht«	219
§ 28 Pragmatismus oder Prinzipienlosigkeit?	228
§ 29 Konservative Staatsversessenheit	232
§ 30 Rückwertung der Werte	235
§ 31 Staatshaß und Bürgersinn; das Leben als Melodram	238
§ 32 Patriotismus der Anpassung	247
§ 33 Von der Ausgabenökonomie zur Einnahmenökonomie	252
§ 34 Zweierlei Reform	263
Politische Chirurgie oder Gleichheit als Geschwür der Gerechtigkeit	267
§ 35 Chancen	267
§ 36 Teilhabe	271
§ 37 Von der Gleichheit zum Respekt	279
§ 38 Gerechtfertigte Unterschiede	288
§ 39 Soziale Vererbung	300
Staatsbürger. Kunde. Produzent	312
§ 40 Produktivität	312
§ 41 Postfordismus: Grenzen eines Konzepts	322
§ 42 Ein Gedankenexperiment	334
§ 43 Konsumtion als Bürgerpflicht	341
§ 44 Dr. Sinns »eingerechnete« Arbeitersparnis ..	352
§ 45 Produzieren: Jenseits von Kapital und Arbeit ..	361
Anmerkungen	381
Verwendete Literatur	426

Vorwort

In einem Gedicht von Goethe aus dem Jahr 1797, *Der Schatzgräber*, schleppt sich ein alter Mann durch seine langen Tage. »Arm am Beutel, krank am Herzen«, sehnt er sich wie viele seinesgleichen danach, Reichtum ohne Mühe zu erwerben und frei von Sorgen zu genießen. Seine Schmerzen zu beenden, bricht er auf, einen alten Schatz zu heben, von dem die Erzählungen der Altvordern seit Generationen berichten. Am magischen Ort eingetroffen, schlägt er Kreise, trägt Kraut und Knochenwerk zusammen und entzündet Flammen. Sollte sich unter den Geistern, die er beschwört, just der Teufel einfinden, er ist bereit, ihm seine Seele zu verkaufen. Doch dann erscheint ein schöner Knabe, bekränzt mit Blumen, und in den Händen hält er einen Himmelstrank. Den reicht er dem Alten und knüpft an diese Geste eine kleine Rede an:

*Trinke Mut des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit, abends Gäste!
Saure Wochen, frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort.*

Der Zauber, der hier auf der Arbeit liegt, ist sichtlich von dem, was nach ihr kommt, geborgt: von der Arbeitsruhe, der Geselligkeit, dem Feiern mit Freunden und Vertrauten. Wie alles Geborgte, verlangen auch diese kostbaren Momente des entspannten Lebens nach Rückerstattung, nach erneuter Anspannung der Kräfte, nach werktätigem Dasein.

Arbeit ist nicht das ganze Leben, aber ein Leben ohne Arbeit, das ist nicht feierlich.

»Tages Arbeit, abends Gäste! / Saure Wochen, frohe Feste!« – für einen vom Schicksal gebeugten Mann an der Schwelle zum Greisenalter sind das in unseren Ohren nicht die passenden Worte. Die Arbeit, der man selbst enthoben ist, zu preisen hat immer etwas Schiefes, Herablassendes, da fügt sich Goethe nahtlos in die Tradition der gebildeten, sozial gehobenen Stände ein. Auch zeigt er sich um ausreichende Gelegenheit zur Arbeit unbesorgt. Wer Arbeit sucht, der wird auch Arbeit finden, das war wohl seine Ansicht. Und nur wer Arbeit leistet, gewinnt sein Leben auf die rechte Art, stellt sich ernsthaft in die Welt hinein, auf festen Grund; da folgen wir ihm wieder.

Den Schmerz begrifflich zu machen, der dem Verlust der Arbeit noch immer innewohnt, bildet den Ausgangspunkt dieser Untersuchung. In Arbeitsgesellschaften wie den unseren büßen Menschen, die ihre Arbeit verlieren oder keine Arbeit finden, die Kontrolle über ihr Leben ein, mögen sich ihre materiellen Lebensumstände, äußerlich gesehen, auch erträglich gestalten. »Abends Gäste, frohe Feste« – nach des Tages erlittenem Müßiggang? Wie gliedert sich ein Leben, dem der Ernst versagt bleibt? Wie schafft es aus sich selbst heraus Zäsuren, Antriebe, Weltbezüge? Wie unterscheidet es zwischen »wichtig« und »unwichtig«, »zuerst« und »später«, wenn das, was jetzt geschehen könnte, weder Not noch Eile hat? Leben ist Strebung, Richtung, Richtungslosigkeit bedeutet Tod. Oft genug ist »arbeitslos« nur die Kurzform für die richtungslose Drift des Lebens. Und für ein Leben ohne Selbstrespekt und Anerkennung.

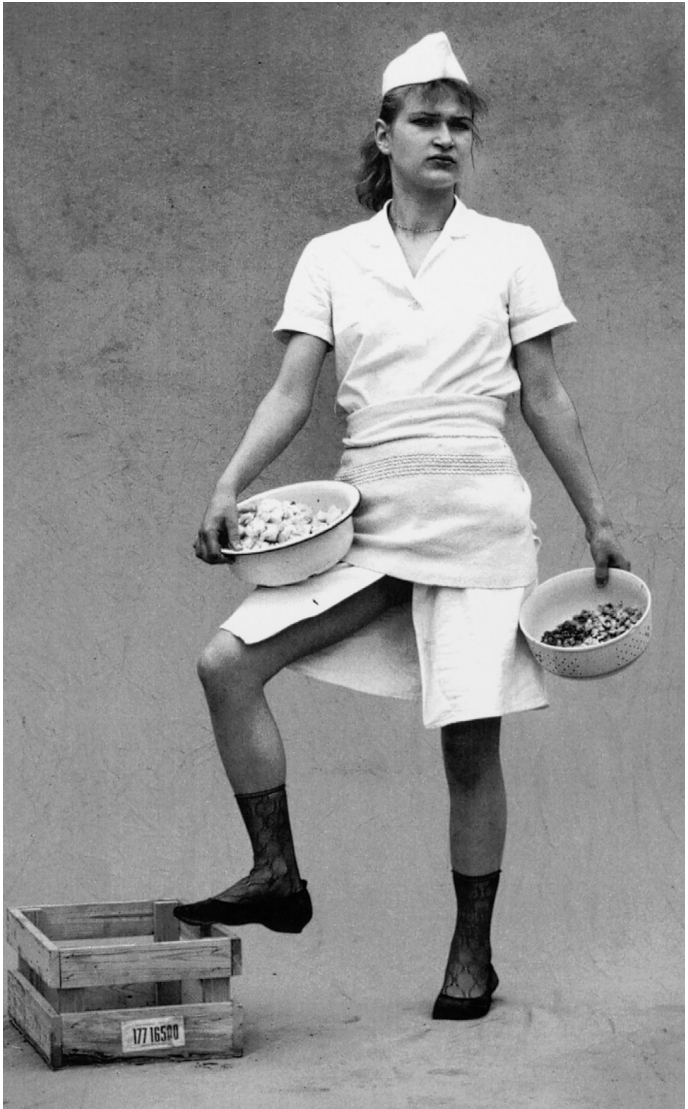
»Bürger ohne Arbeit«, das wäre eine bloße Tatsachenfeststellung, die, so betrüblich sie auch klingt, dem Denken wenig Nahrung gibt. So ist es, leider, in allzu vielen Fällen. »Bürger, ohne Arbeit« setzt eine kurze Pause, lang genug, um einzuhalten. Bezweifelt, was auf das Komma folgt, nicht das, was vor ihm steht? Ist der Bürger ohne Arbeit ein

vollwertiger Bürger? Liest er in den Augen anderer nicht einen Vorwurf, den er notgedrungen teilt? Den Hinweis auf sich selbst als Mängelwesen, als Torso eines ordentlichen Menschen? »Bürger, ohne Arbeit«, das ist ein strenges Urteil, ist Leben in Gefahr und unter Vorbehalt. Das Ansehen und die Rechte, die der Bürger genießt, genießt er ungeschmälert nur als arbeitsames Wesen.

Es gibt einen Satz, der die Weltanschauung der Lohnarbeitsgesellschaft wie kein anderer zusammenfaßt: »Jede Arbeit ist besser als keine Arbeit!« Diesen Satz anzugreifen, die Ideologie, die auf ihm aufbaut, zum Einsturz zu bringen bildete das Motiv zu diesem Buch. Es hat seinen Zweck erfüllt, wenn die besinnungslose Rede, die den Bürger und den Menschen, mir nichts, dir nichts, unter den Arbeiter knechtet, künftig zumindest öffentlich stockt.

Ratschläge zur Lektüre wüßte ich dem mündigen Leser nicht zu geben, einen vielleicht ausgenommen. Das erste Kapitel rückt eine Köchin aus dem Osten Deutschlands, aus Cottbus, in den Blickpunkt. Dieser Lebensumstand färbt auf die Haltung, die sie vermittelt, merklich ab. Im essentiellen Sinn ist das, was sie zu »sagen« hat, so wenig ostdeutsch wie ihre Profession. Das gilt für sämtliche Passagen, die auf diesen Landstrich und seine Bewohner Rücksicht nehmen. Von einem Ostdeutschen geschrieben, versteht sich diese Darstellung ausdrücklich nicht als Beitrag zur »Völkerkunde«.

Abschließend ist es mir ein Bedürfnis, meiner nun schon langjährigen Lektorin im Aufbau-Verlag, Maria Matschuk, für ihre in jeder Beziehung umsichtige Mitarbeit an diesem Buch zu danken. Mehr als jedes andere Vorhaben zuvor bedurfte dieses der Ausdauer auf beiden Seiten, ermutigender Kritik, und beides habe ich reichlich erfahren.



Die Köchin (Photo: Stefan Moses)

Die Köchin

1. Wäre da nur das Gesicht – man könnte den Ausdruck der jungen Frau mißmutig nennen, eine Mischung aus Unbehagen und Lustlosigkeit. Die gesamte Erscheinung verrät, daß sie an der Inszenierung mitwirkte, deren Hauptperson sie ist. Sie gewährt dem Photographen einen freizügigen Einblick nicht nur in ihr Tagesgeschäft, und ihre herausfordernde Pose erwartet auch den späteren Betrachter. Die ganze Art, in der sie sich gibt, formuliert eine Mitteilung ohne Worte und liefert den Schlüssel zu ihrer Entzifferung gleich mit. Sie spricht zu uns durch Kontraste. Kontrast zunächst zwischen oben und unten. Bis zum Ende ihrer Schürze gewissermaßen im Dienst (als Küchenhilfe oder Köchin, wer wollte das auf Anhieb sagen?), lockt sie den herabgleitenden Blick auf eine andere Fährte. Die eleganten Schuhe, die kurzen gemusterten Strümpfe widerrufen die bis dahin dienstbereite Aufmachung. Der rechte Fuß, leicht eingedreht, flirtet mit der groben Kiste, die er sanft touchiert, und schickt das Auge wieder aufwärts. Die erotisch aufgelöste Körperspannung zitiert ein Darstellungsideal der griechischen Plastik zu Myrons und Phidias' Zeiten, die Ponderation, löst das Zitat aber umgehend wieder auf. Der Körper ruht einzig auf dem linken Bein, das rechte, vorgeschoben, SPIELT nur Stütze, streicht die zurückgenommene, reservierte Haltung oberhalb des Körperschwerpunkts zusätzlich heraus. Die beiden Schüsseln in ihren Händen durchkreuzen diesen Grundkontrast und transformieren ihn zugleich. Sie erzählen vom Beruf auch unterhalb der Schürze, gehören aber kompositionell gesehen gar nicht in diese Vertikale. Sie bilden ein spannungsvolles Dreieck mit dem Gesichtsausdruck der Frau. Die präsentiert das Zubehör, als wäre es ihr fremd, fast peinlich; wie

ein Beweisstück, das sie überführt, als Köchin oder Küchenhilfe. Sie würdigt diese unwiderruflichen Zeugnisse ihres Berufsstands keines Blickes, sieht über sie hinweg, ins Ferne. Sie legt sich sozial fest, gezwungenermaßen, doch ihre Mimik, ihre Haltung erheben überdeutlich Einspruch gegen alles Feste, Festgefahrene.

Womöglich ging der erste Eindruck nicht gänzlich in die Irre. Ein wenig unbehaglich, lustlos scheint sich die Abgebildete durchaus zu fühlen. Nur war die Ursache dafür nicht gut bestimmt, zu oberflächlich. Es ist nicht die Situation des Abgebildetwerdens, die das Unbehagen auslöst. Die Frau hat keine Scheu davor. Alles in dem Bild unterstreicht ihren subjektiven Anspruch auf öffentliche Wahrnehmung. Was ihr Sorge bereitet, ist das Mißverständnis, als Person völlig mit der sozialen Rolle identifiziert zu werden, die sie darstellt. Nicht Mißmut – MISSTRAUEN ist das angemessene Wort. Mißtrauen sich selbst gegenüber; Zweifel, ob es ihr gelang, den Abstand zwischen Person und Rolle unübersehbar genug zu gestalten; Mißtrauen gegenüber dem Betrachter, seiner Fähigkeit, aus der Haltung herauszulesen, was in sie hineingelegt wurde; Mißtrauen wohl auch gegenüber dem Photographen, seiner Geistesgegenwart, den Moment der höchsten Sichtbarkeit der Botschaft einzufangen.

Mimik, Gestik, Körpersprache – in jeder Hinsicht inszeniert sich die Köchin (folgen wir ruhig der Bildunterschrift) als eine Person mit Erwartungen an ihr Leben, die über das hinausgehen, was sie augenblicklich vorführt. Ein feiner Zug von Ironie spricht aus dem Abbild, innere Erhabenheit über sozialen Stand, Funktion und Stelle. Die Abgebildete agiert wie ein idealer Brechtscher Schauspieler, der mit seiner Rolle nicht verschmilzt, sie vielmehr vorzeigt – als eine von vielen Möglichkeiten, zu sein und sich zu wandeln. Sie beherrscht die Methode der Verfremdung intuitiv: Seht her und erkennt in mir eine Köchin (für den einfachen Geschmack, nicht für den feinen Gaumen)! Nun schaut ein zweites Mal –